





Andreas Niedermann

# COUNTRY

Fünfzehn Stories

Songdog Verlag

**Andreas Niedermann** wurde 1956 in Basel geboren. Nach einer Laborantenlehre reiste er durch Europa und arbeitete in mehr als 50 Berufen. 1987 erschien sein erster Roman «Sausen». Er lebt als Schriftsteller und Verleger in Wien und Wengen.

Country, sagte Harlan Howard, das sind drei Akkorde und die Wahrheit. Das mag, auf literarischer Ebene, auch für dieses Buch gelten, das mit Countrysongs nicht nur die Themen und den ländlichen Handlungshintergrund gemein hat. Die fünfzehn Stories sind «3 Akkord-Geschichten» über harte Arbeit, Moral, Verrat, Freundschaft, Liebe, Rache, Verirrungen, Alkohol, Einsamkeit, Sex, Hass, Gier, Gott und Zufall; über die Jagd und das Töten. Und über Tiere. Eine ganze Menge Tiere. Fünfzehn Geschichten über die Suche nach dem Abenteuer und die Sehnsucht nach dem gefährlichen Leben.

ISBN 978-39503557-9-6

Originalausgabe

1. Auflage /2 2015

© Songdog Verlag, Wien

Cover: Yvo Egger

Lektorat: Markus Schütz

Country?

Three chords and the truth.

*Harlan Howard*

Be wild, not evil.

*Link Wray*



# INHALT

Ritas Vater	9
Der Hund	19
Eine Frau. Ein Mann. Ein Haus. Eine Arbeit.	27
Hinter dem Wind	37
Wilde Pferde	47
Ein guter Kerl	57
Upper Dan	69
Verräter	79
Frohe Weihnachten	87
Der Laute und sein Schatten, der nicht Arschloch sagen konnte	97
Liebe	115
On the road mit Nietzsche	131
Schlangen	143
Schuld	155
Pilger	165





**RITAS VATER**



Ritas Vater schenkte Ritas Mutter zu Weihnachten Geld. Es waren zwanzig Euro in kleinen Münzen. Er überreichte es ihr in einem verknöteten Plastiksack aus der Obstabteilung des Supermarkts. So lief das in dieser Familie. Und wenn es an Weihnachten schon so lief, wollte man nicht wissen, wie es sonst lief, aber da hatte man keine Chance, denn Ritas Familie ließ alle daran teilhaben, wie es bei ihnen lief, denn sie führten ein Gasthaus. Ihre hasserefüllten Schreiduelle hallten durch den langen Flur, der die Küche mit dem Gastraum und dem Gastgarten verband. Es war nicht einfach, sich daran zu gewöhnen. Aber ich gewöhnte mich daran. Wegen Rita.

Ich mähte den Rasen vor Ritas Haus, als sie vorfuhr und den grünen VW Golf auf dem Vorplatz wendete. Sie streckte den Kopf aus dem Fenster. Ihr Vater saß daneben.

„Wir sehen uns den Wald an. Kommst du mit?“

„Ich hab noch mit dem Rasen zu tun.“

Ich mochte den „Rasen“, er war das Einzige, was ich hier wirklich mochte, und ich schnitt und trimmte ihn mindestens einmal pro Woche. Der „Rasen“ war eigentlich nur ein Stück der Magerwiese, die sich rund um das einstöckige, putzblätternde Haus ausbreitete und für die sich niemand interessierte. Sie war voll wilder Blumen und namenloser Kräuter, und ich nahm mir etwas von ihr und machte daraus eine wellige, weiche, grüne Fläche, die kei-

nen anderen Zweck hatte, als eine wellige, weiche, grüne Fläche zu sein.

„Ach, der kann doch warten. Wir sehen uns jetzt den Wald an.“

Wenn sich die Familienmitglieder gerade nicht stritten, sahen sie sich irgendwas an. Ein Stück Land am Fluss, einen feuchten Acker, eine abgelegene Jagdpacht. Alles aus dem Erbe von Ritas Großvater. Aber es ging ihnen nicht um das Land, den Acker, die Jagdpacht, damit wussten sie nichts anzufangen, es ging ihnen um den Wert. Um Geld. Ritas Großvater hatte alles mit seiner Hände Arbeit erschaffen, und dann starb er und musste wenigstens nicht mehr mit ansehen, wie seine Nachkommen seiner Hände Arbeit zu Geld machten und sich dabei über dessen Aufteilung in die Haare gerieten.

Ich schob den Rasenmäher in den Schuppen und holte meine Schuhe. Ich hatte sie zum Mähen ausgezogen, weil ich das kurz geschnittene, duftende Gras spüren wollte, und jetzt waren meine Fußsohlen grün, und zwischen den Zehen klebten feuchte Grasbatzen. Ich zog die Socken darüber.

Der Kopf von Ritas Vater wandte sich mir zu, als ich mich auf die Rückbank quetschte, wo sich seine braune Vorstehhündin langgemacht hatte. Er beobachtete missbilligend, wie ich meine Hände unter das Hinterteil des Hundes schob und es ein wenig zur Seite hievte. Er sagte nichts. Ich sagte auch nichts. Man sagte am besten nichts. Wozu hätte man auch etwas sagen sollen? Das Reden übernahm Rita. Oder Ritas Mutter, wenn sie zugegen war. Rita war ganz gut im Reden, aber gegen ihre Mutter stank sie ab, wie Marcel Marceau gegen Woody Allen. Ritas Mutter hatte niemals auch nur einen Gedanken, den sie nicht sogleich aussprach. Rita nannte ihre Mutter „kommunikativ“.

Rita legte den Gang ein und fing an. Ich hörte nicht zu. Ich sah mir die vorbeiziehenden kleinen Häuser links und rechts der Straße an. Sie waren hässlich, mit kleinen ängstlichen Fenstern und spitzen Dächern, als würde hier im Winter irre viel Schnee zu liegen kommen, was aber gar nicht so war. Neben mir furzte der Hund, und Ritas Vater saß steif und aufrecht da und blickte mit gespielter Würde geradeaus. Rita wollte von ihm Dinge über den Wald erfahren, wie groß, wie lang, wie teuer, wie viel und wo und wann und so weiter, aber er antwortete nicht, und auch als sie ungehalten und sauer wurde, sagte er nichts.

Wir fuhren eine Weile über die Bundesstraße, bis Rita in einen Feldweg einbog und den Golf zwischen zwei hohen Maisfeldern durchlenkte. Kleine Kiesel spritzten von den Reifen weg. Das Laub der Stauden war braun und die Blätter hingen schlaff herunter und man konnte die verpackten Maiskolben sehen, wie sie schräg von den Stengeln abstanden, als wäre das Feld eine Zucht für Ersatzbizepse.

Nach den Maisfeldern begann der Wald, die Straße stieg steil an und Rita musste in den zweiten Gang schalten. So sumperten wir eine Weile den Berg hoch, bis uns eine Schranke den Weg versperrte. Ritas Vater stieg aus, öffnete die hintere Tür, worauf der Hund wie etwas wahn-sinnig Wildes irgendwohin schoss. Dann suchte der Vater mit langsamen Bewegungen in seinen Taschen nach dem Schlüssel und schloss die Schranke auf. Rita fuhr auf die andere Seite, und ich sah, wie er die Schranke wieder in den Bügel zog und das Schloss einhängte. Rita und ich saßen im Auto und warteten. Saßen da und warteten. Sie kamen nicht und waren nicht mehr zu sehen.

„Sieh doch mal nach, wo die bleiben“, sagte Rita entnervt, und so stieg ich aus, um nachzusehen, wo sie blieben. Ich entdeckte sie ein gutes Stück talwärts am Straßengra-

ben. Ritas Vater beugte sich über etwas, und die Vorstehhündin lief wie verrückt hin und her und gab seltsame Laute von sich, als versuche sie, mit verbundener Schnauze zu bellen. Als ich kam, hatte der Alte gerade das Schweizer Taschenmesser, das ich ihm zu Weihnachten geschenkt hatte, in die Hand genommen. Er ließ sich schwerfällig, mit plötzlich zitterndem Oberschenkel, auf ein Knie nieder. Im Straßengraben lag ein Reh. Es sah wunderschön aus, winzig und weich und völlig entspannt, als wären keine Knochen mehr in ihm drin. Ritas Vater blickte zu mir hoch, grinste, streckte mir das Messer entgegen, um mir deutlich zu machen, dass nun das Taschenmesser – mein Weihnachtsgeschenk – zum Einsatz kam. Es war die Jäger-Version einer Victorinox-Edition, mit fixierbaren Klingen und einer speziellen gebogenen Klinge mit Sägezähnen, einem „Aufbrecher“, die er jetzt in den hellen, von allerlei kleinem Waldgetier behafteten Rehbauch schob und ihn ruckelnd aufschnitt. Dabei bedachte er mich mit diesem Sieh-mal-her-Junge-jetzt-benutze-ich-dein-Weihnachtsgeschenk-Blick.

„Was ist denn hier los?“, sagte Rita, die jetzt auch dazu kam und sogleich erkannte, was hier los war. „Oh, nein, nein, lass das! Lass das!“

Aber die linke Hand des Vaters war schon im Bauch des Rehs verschwunden, hatte sich die miteinander verbundenen Organe gegriffen und riss sie mit einem Ruck heraus. Das Innere des Bauchs, das man jetzt sehen konnte, war schwarz von gestocktem Blut. Ritas Vater flitschte alle Organe durch seine Hand, und mir wurde klar, dass er wie ein Pathologe nach der Todesursache forschte. Er suchte die Kugel. Aber er konnte sie nicht finden. Er ließ die Eingeweide auf den Waldboden sinken, und der Hund steckte seine Nase hinein. Ritas Vater bohrte seinen Zeige-

finger in das kleine, dreckverkrustete Einschussloch, dann drehte er den Körper um.

„Kein Ausschuss“, murrte er. „Dreckswilderer.“

„Was machst du denn da? Lass doch das arme Tier...“, sagte Rita.

„Mach den Kofferraum auf“, sagte er und erhob sich, ein Vorderbein des Rehs umklammernd.

„Das arme Tier stinkt doch schon. Was willst du denn damit?“

„Mach auf!“

Rita sah mich kurz an, aber ich war nicht blöd genug, mich einzumischen. Sollte er sein Reh haben. Eines mehr. Was machte das schon?

Vor zwei Tagen war er des Wegs gekommen und hatte mich gefragt, ob ich ein paar Minuten Zeit hätte. Dann hatte er mich in seine große Garage geführt. Ein Geruch nach Aas, Ameisensäure und Öl hing in der Luft. Zwischen dem Krempel, der überall herumlag, stieß man mit den Schuhen beinahe regelmäßig an Putzeimer an, die mit einer öligen, braunen Flüssigkeit gefüllt waren. Was sich darin verbarg, fand ich erst heraus, als ich in einem der Eimer die kleinen Hörner eines Rehbocks erblickte. Im hinteren Teil der Garage standen große, durchscheinende Kanister mit Ameisensäure. Damit bekam man die Gewebereste von den Knochen ab, so dass nur noch die kalte, bleiche Schädelplatte mit den Hörnern, die Trophäe, übrig blieb. Die Wände des Hauses, der Flure, der Zimmer waren mit Hunderten von Trophäen behangen, bis, und jetzt kommts, bis auf sein eigenes Zimmer. Da war: nichts. Nur eine Vitrine mit einer Sammlung von Gewehren, Büchsen und Flinten. Aber keine Trophäen. Ich glaube, er verarschte uns alle.

Wir hatten uns also zwischen dem Krempel und den Todeseimern durchgeschlängelt, bis hin zu einem hellbrau-

nen, traurigen Haufen von noch mehr Tod. Es waren sechs oder sieben bereits ausgeweidete Hirschkühe, aufeinander-geschichtet wie Felle mit Köpfen und Beinen, Augen und Zungen und mattschwarzen, eingetrockneten Nasen. Der Tod ließ die Tiere klein und zart wirken, der Tod schien alles klein zu machen, klein zu kriegen, und wenn das Leben und das Blut aus uns Wesen heraus war, waren wir einfach nur winzig und traurig. Ich hasste dieses Gefühl, aber ich half Ritas Vater dabei, die Kadaver in den Anhänger zu laden, den er draußen geparkt hatte. Ich fragte nichts. Nicht woher, weswegen, wohin. Der kalte, basische Eisengeschmack des Todes war die Antwort.

Und wenn jetzt, heute, noch ein Reh dazukam, so what? Der Tod hatte Platz für alle.

Rita schien es auch einzusehen und öffnete widerstrebend den Kofferraum, und Ritas Vater fand im Kofferraumgerümpel einen Plastiksack, schüttelte ihn aus und legte das kleine Reh mit dem klaffenden Bauch darauf. Wir stiegen ein, Rita hebelte einen Gang rein und wir fuhren weiter.

Sie fragte nun alle naslang, wo er denn sei, der Wald, und Ritas Vater antwortete ein ums andere Mal: „Kommt schon. Kommt schon.“

Irgendwann fiel mir eine Veränderung auf. Bisher war der Wald recht ordentlich gewesen, gesunder Mischwald, mit hohen, ästearmen Fichten und starken Buchen, alles sauber, kaum Unterholz. Richtiger Nutzwald. Und nun war alles anders. Links und rechts der Straße war der Wald mit einem Mal undurchdringlich, ein Dickicht aus armdicken Fichten, deren Äste ineinander verhakt waren.

„Hier ist es, halt an“, sagte Ritas Vater.

Was für eine Überraschung!, dachte ich.



Wir stiegen aus und sahen uns den Wald an.

Es war ein erbärmlicher Wald.

Hier hatte seit Jahren keiner mehr ausgeholzt. Er war bereits undurchdringlich, und man müsste sich in ihn hineinarbeiten, indem man die dünnen Fichten fällte und wegschaffte, Fichtenstangen, die gerade mal zu Zaunpfosten taugten oder als Halterungen für Stangenbohnen oder schnell wegflackerndes Brennholz.

Ritas Vater sagte, dass er niemanden gefunden habe, der diese Arbeit übernommen hätte. Nicht mal, als er das Holz und ein wenig Geld angeboten habe. Als er es sagte, sah er mich dabei an, und Rita sah auch mich an, und ich sah die verdammten Stangen an und wusste, dass das Umsägen kein Problem war, aber die vielen Äste waren ein Problem. Bis man an die großen Buchen und die hohen, astlosen Fichten und die Lärchen herankam, musste man die Stangen alle umlegen. Ich malte mir aus, wie ich mit der kleinen 30er-Stihl die Stangen umschnitt und mit dem Gertel Tausende Ästchen abhackte. Ich sagte nichts und sah die Enttäuschung in Ritas Gesicht. Sie wusste mein Schweigen zu deuten, sie wusste, wie gerne ich im Wald arbeitete, und sie wusste jetzt, dass ich nicht in diesem Wald arbeiten würde. Es war ihr Wald. Sie hatte ihn, wie das Haus, von ihrem Großvater geerbt. Jetzt hatte sie ein Haus und einen Wald. Für die Reparaturen im Haus hatte sie ihre Ersparnisse drangegeben und jetzt brauchte sie neues Geld.

Wir stiegen wieder ein und fuhren schweigend den Berg hinunter. Ritas Vater saß da wie immer, und ich musste an die Geschichte denken, die Rita mir erzählt hatte.

Ritas Vater hatte Ritas Mutter beauftragt, aus alten weißen Betttüchern einen Überzug für seinen VW Käfer zu nähen. Damit war er im Winter, als Schnee lag, zu den Futterkrippen des Wilds gefahren, hatte Heu eingefüllt, den

VW mit den weißen Tüchern verhüllt und sich mit dem Gewehr auf die Lauer gelegt.

Ich sah von schräg hinten auf sein schlaffes, ausdrucksloses Gesicht, gesprenkelt von kleinen Trinkerärdchen, obschon er überhaupt nie etwas trank, und zweifelte wieder an der Geschichte. So etwas tat man nicht. Niemand tat so etwas.

Dann aber dachte ich an die vielen Eimer mit den Rehköpfen in der Garage und die Kadaver der Hirschkühe und an das winzige Reh hinten im Kofferraum. Was sie alle verband, war der Tod. Sie waren alle tot, getötet worden. Ich hatte auch schon getötet, aber ich hatte mich jedes Mal schlecht gefühlt, bleiern und taub, und ich habe es nie wieder vergessen, weil Töten das Einzige war, was bis in alle Ewigkeit Bestand hatte, und man nach dem Töten verstand, dass nichts anderes als der Tod für immer war.

Vielleicht war es das, dachte ich, was Ritas Vater antrieb, immer wieder zu töten. Diese Suche nach Dauer, nach Ewigkeit. Das dachte ich, und dann dachte ich, dass es vermutlich reiner Unsinn war. Er knallte einfach gerne Tiere ab. Aber sicher war ich nicht.

Irgendwann in der Nacht kam Rita und kroch zu mir ins Bett. Sie roch nach Bier und Zigaretten. Ich stellte mich schlafend und dachte an den Rasen, den ich morgen zu Ende mähen würde. Falls sie nicht wieder ankamen, um irgendwas anzusehen, das sich zu Geld machen ließe, wenn man sich nur darum gekümmert hätte.

## **DER HUND**



Dollis Hund hatte einen Namen, wie alle anderen Hunde auch, aber keiner von uns konnte sich an ihn erinnern. Aber wir erinnerten uns genau daran, wie er in Dollis Büro neben dem Schreibtisch lag und starb. Er lag auf dem grauen Boden, hechelte vor sich hin, und sein verkrebsteter, haarlos gewordener Bauch schien über den Kunststoffboden zu fließen wie Mennige durch Asche.

Der Gestank seines Sterbens trieb uns immer zur Eile an, wenn wir am Freitag unseren Lohn abholten, aber keiner sagte etwas zu Dollie wegen des fauligen Gestanks. Kein Einziger.

Ich hatte Arbeit unten am See, verlegte mit zwei Arschgeigen 20-Zoll-Mannesmann-Rohre in die ausgehobenen Gräben in den Viehweiden und Obstplantagen. Es war schon fast Herbst. Die Luft war klar und glasig, nachdem sich der Nebel aufgelöst hatte, und es wurde warm, wenn die Sonne kam. Ich hatte mir eine neue Jacke gekauft und zog sie am Freitag an, als ich in die Stadt fuhr, um bei Dollie meinen Lohn zu holen. Ich trug kein Hemd unter der Jacke und ich war schon etwas betrunken, als ich im Büro ankam.

Normalerweise trank ich erst nach der Auszahlung etwas, aber diesmal hatte ich schon im Bus etwas getrunken, ein oder zwei Bier. Es war wegen der Jacke. Sie fühlte sich großartig an auf der Haut, fremd und etwas steif, aber doch auch weich und sauber, und ihr Geruch nach neuer Jacke war so gut, dass ich mir wünschte, dass er für immer

bleiben würde. „Der Mann hat kein Hemd an und trinkt Bier“, sagte ein Kind im Bus, und alle taten so, als sähen sie es nicht, und niemand sagte etwas, auch das Kind sagte danach nichts mehr. Was immer die Leute von mir dachten, es war falsch. Ich war ein hart arbeitender Kerl. Ich hatte eine Freundin, die mich nicht mehr liebte. Und ich lernte gerade, was Eifersucht war und dass Eifersucht vor nichts haltmachte. Nicht vor Haltegriffen im Bus, die von ihren Fingern umfangen wurden, nicht vor dem Stoff ihrer Wäsche und vor den Kettchen auf ihrer süßen Haut, nicht vor dem Lack, den sie auf ihre Zehennägel auftrug, vor nichts, vor nichts, vor gar nichts, sie schloss alles ein, was sie berührte, und alles, von dem sie berührt wurde, denn was immer es war – es war nicht ich.

Als ich im Büro von Dolli ankam, war es irgendwie besonders. Sie sah mich seltsam an, als sie mir die Scheine auf den Tisch zählte. Sie lächelte und starrte auf meinen Bauch unter der offenen Jacke. Hinter ihren Augen war etwas.

Wie alt war sie eigentlich? Vielleicht vierzig. Ich hatte keine Vorstellung davon, was vierzig bedeutete. Ab fünfundzwanzig wurde alles irgendwie verwischt und unklar.

Dolli machte einen Witz über mein fehlendes Hemd, den ich erst einen Monat später verstand. Ich machte, wie alle anderen, dass ich wieder aus dem Büro rauskam. Der Hund. Es war richtig schlimm mit ihm.

Zu Hause war niemand anzutreffen und ich zog mir ein Hemd an, fuhr zum Bahnhof und kaufte mir ein Ticket nach Brindisi. Ich stieg in den wartenden Zug, stand die ganze Nacht im engen Flur herum, stieg in Brindisi wieder aus, ging zum Hafen und nahm die Fähre nach Patras. Dann trudelte ich einen Monat, berauscht von Sonne und

Meer und Wein, durch den Peloponnes. Ich hatte zwei Affären, aber es half nichts. Nichts half. In den Markthallen von Athen kaufte ich einen Schwung Ansichtskarten und verschickte sie. Am Schluss blieb eine übrig. Das Bildnis eines Satyrs mit beeindruckender Erektion. Ich glaube, er grinste. Und man konnte verstehen, warum er grinste.

Ich adressierte sie an Dolli.

Und so kam es.

Dollis Hund lag immer noch im Sterben. Der Gestank, den er verbreitete, hatte, wie sie mir sagte, nun doch zu Klagen geführt. Aber sie mochte ihn nicht allein zu Hause lassen und ignorierte die Beschwerden. „Er ist schon mein halbes Leben bei mir“, sagte sie. Ich glaubte ihr nicht. Wegen ihres Alters. Aber ich verstand, warum sie ihn nicht alleinlassen wollte.

Da es Winter wurde, hatte Dolli keine Jobs mehr für einen wie mich. Das würde mich in Schwierigkeiten bringen. Ich sah, dass Dolli die Karte mit dem Satyr ans Mitteilungsbrett gepinnt hatte. Sie sah mich merkwürdig intensiv an, als ich es bemerkte. Sie sagte kein Wort, aber ihr verhangener Blick sagte alles.

Zwei Tage später gingen wir zusammen ins Theater. Theater, das kannte ich. Von früher. Für mich war es ein Ort, wo man arbeitete, wo man auf der Bühne Dinge herumtrug, wo man Soffitten an die Stangen knüpfte, Prospekte ausrollte und wo die Seitenmeister die Techniker anbrüllten. Das war das Theater, wie ich es kannte. Wenn ich von der Bühne in den Zuschauerraum geblickt hatte, war er leer gewesen. Nun saß ich im Publikum. Es gefiel mir nicht. Zwischen all den unbekanntten Menschen, die so taten, als wären sie hier zu Hause, als kämen sie täg-

lich hierher. Das Stück war in Ordnung, vor allem, weil es nicht lange dauerte. Ich war Dolli dankbar, dass sie kein langes Stück ausgesucht hatte. Nach der Vorstellung gingen wir backstage und Dolli stellte mich den Schauspielern vor. Sie kannte alle. Sie trank eine Menge Weißwein und glühte durch die Premierenfeier, als wäre sie zum ersten Mal im Leben wirklich glücklich.

Ich wusste, was es zu bedeuten hatte, konnte die heimlichen Blicke, die von der Seite auf mich trafen, lesen, ich wusste, dass ich hier die neue Eroberung von Dolli gab. Ich tat so, als wäre es mir egal, vielmehr, ich tat so, als wäre es nicht so, und trank alles, was ich finden konnte.

Im Taxi schlug ich den Kragen meiner blonden Biberlammfelljacke hoch und Dolli sagte, dass ich aussehe wie der junge Bob Dylan im Fond seiner Limousine. „Verletzlich. Unnahbar. Genial!“ Das klang gut. Aber die Sonnenbrille fehlte. Und die glubschäugige Katze.

Neben dem Bett lag der Hund. Es war noch schlimmer als im Büro. Es war kaum zu ertragen. Dann sagte sie, dass sie „da unten was habe“. „Nichts Schlimmes“, fügte sie rasch hinzu. Sie hätte „da unten“ einen Tumor groß wie ein Schweinekopf haben können, er wäre nicht so schlimm gewesen wie der Gestank, der die Wohnung ausfüllte wie eine Flüssigkeit, ein Geruch nach verwesendem Fleisch, der selbst auf der Seife im Bad haftete, mit der ich meine Hände wusch, nachdem ich mir den Finger in den Hals gesteckt hatte.

Später zeigte sie mir ein Geschenk ihres Ex-Liebhabers. Es prangte über dem Bett und sah aus wie ein kleiner Baum, den ein starker Arm aus dem Boden gerissen hatte. Mit Wurzelwerk und allem. Ihr Ex war ein bekannter